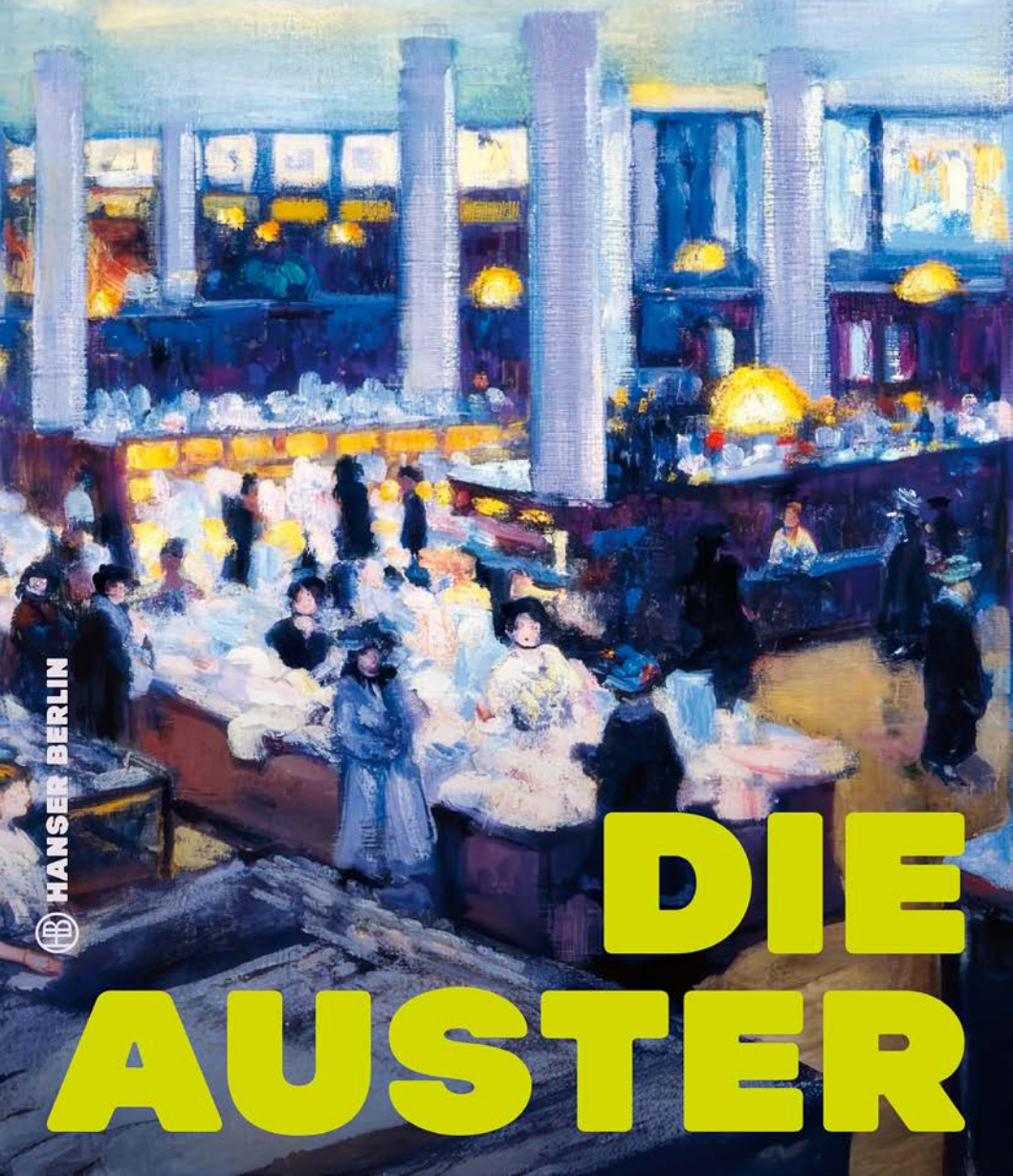


Yael Inokai

ROMAN



HANSER BERLIN



DIE AUSTER

Leseprobe

Das Buch

Der Geschäftsführer eines legendären Kaufhauses wird ermordet aufgefunden. Doch bis die Polizei am Tatort eintrifft, hat Leonora Bloch alle Spuren beseitigt, so diskret und gründlich, wie sie schon seit 45 Jahren als Reinigungskraft bei Dr. Bronstett jeder Form von Unordnung begegnet. Als die Ermittlungen in die Austernbar in der fünften Etage führen, ist man schon mittendrin im Mikrokosmos dieses Kaufhauses, das von der paradoxen Sehnsucht nach vergangener Pracht und erschwinglichem Luxus lebt. Und niemand scheint sich in dieser Welt, wo Glanz und Elend, Armut und Reichtum so entwaffnend aufeinandertreffen, besser auszukennen als die 73-jährige Leonora. Doch kennt sie wirklich alle Geheimnisse und welche hütet sie selbst?

Die gefeierte Stilistin Yael Inokai inszeniert eine Kriminalgeschichte, die ein feingefügtes Netz menschlicher Schicksale birgt.

Die Autorin

Yael Inokai, geboren 1989 in Basel, lebt in Berlin. Ihr zweiter Roman *Mahlstrom* wurde mit dem Schweizer Literaturpreis 2018 ausgezeichnet. Für ihren Roman *Ein simpler Eingriff* erhielt sie den Anna Seghers-Preis 2022 und den Clemens-Brentano-Preis 2023. Sie ist in sieben Sprachen übersetzt.

Yael Inokai. *Die Auster*

224 Seiten. Gebunden

Auch als E-Book. Erscheint am 21. Juli 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Covermotiv in Anlehnung an Alson Skinner

Clark, Carson, Pirie Scott & Co., Chicago, 1908

EINS

Man hatte sie an den Küchentisch gesetzt. Ein Sanitäter war gekommen, wollte ihr etwas von Schock einreden. Sie hatte ihn und sein lächerliches Blutdruckmessgerät gleich wieder verscheucht. Andere Menschen tauchten auf, fragten sie, wie es ihr ging, und stellten ein Glas Wasser vor ihr ab. Drei volle Gläser standen schon auf dem Tisch. Leonora Bloch hatte noch keinen Schluck getrunken.

Sie wartete. Das war ihr so aufgetragen worden. Eine Kommissarin würde bald eintreffen und Fragen stellen, während die Kollegen im Wohnzimmer bereits Spuren sicherten. Eine Gerichtsmedizinerin war auch da, kniete neben dem ausgestreckten Dr. Bronstett, Leonora sah sie in der Spiegelung des Kühlschranks. Sie sah ohnehin alles. Bestimmt hatte man sie an den Küchentisch gesetzt, um sie außer Sichtweite der Geschehnisse zu bringen. Aber draußen war ein Januartag, und alles in diesem Haus bestand aus glatten, spiegelnden Flächen. Die Fensterfront, die sich hinter dem Durchgang zur Küche auftat, war wie eine Leinwand, auf der sich die Menschen in ihren weißen Ganzkörperanzügen tummelten, Gespenster, die Dr. Bronstett umzingelt hatten.

Er lag am wärmsten Ort des Hauses. Leonora hatte sich selbst einmal auf diesen Boden gelegt, in einem selbstvergessenen Moment vor vielen Jahren. Seither war das für sie untrennbar mit Reichtum verknüpft: nach einem Arbeitstag an

der Tür die Schuhe ausziehen und barfuß durch das Haus spazieren. Verlustängste haben, einen Mantel aus Kaschmir besitzen, von einer Fußbodenheizung getröstet werden.

Jetzt trat die Kommissarin ins Bild. Sie trug den gleichen Ganzkörperanzug wie die restlichen Gespenster, aber mit einer Nachlässigkeit, die sie sofort verriet. Sie hatte einen Kollegen dabei. Der breitschultrige Mann trat nah an Dr. Bronstett heran und starrte, bis ihn die Realität dieses Anblicks einzuholen schien. Ein gewaltiges Zittern fuhr in seine Knie. Er schwankte, legte die Hände auf die Oberschenkel, atmete tief ein, atmete die ganze Blutluft ein. Keine Sekunde später verschwand er wieder aus dem Bild. Die Kommissarin sah ihm nicht einmal hinterher. Sie hörte den Erklärungen der Gerichtsmedizinerin zu, die auf Dr. Bronstetts Hals deutete. Leonoras Kopf legte eine Tonspur drunter, wahrscheinlich ging es um die Tatwaffe, die Körpertemperatur, den Todeszeitpunkt. So lief es zumindest in den Fernsehkrimis ab, die sie manchmal mit Friedhelm zusammen schaute.

Sie griff nach einem der Wassergläser und führte es zum Mund. Sie war nicht durstig, sie wollte nur ihre Lippen befeuchten. Auf der Zunge war kein Tropfen Speichel übrig.

Kurz ließ sie den Blick wandern. Sah eine Bewegung im Garten und wurde daran erinnert, dass die Welt dort draußen weiterging. Ein doppelgeschossiges Parkhäuschen stand am Ende des Grundstücks. Auch die Einfahrt war beheizbar, damit nie Schnee geschippt werden musste. Dass einen so etwas nicht beschützen konnte. Leonora spürte ein Brennen im Hals.

»Frau Bloch?« Die Kommissarin war im Durchgang aufgetaucht und kam auf sie zu. »Mein Name ist Odile Rosinski. Das ist mein Kollege ...« Sie blickte über die Schulter. Der

Kommissar war ebenfalls zurück, bleich wie seine Montur, ein Kind, vielleicht dreißig Jahre alt. »Paul Moreau. Wir würden Ihnen gern ein paar Fragen stellen. Dürfen wir?« Sie deutete auf die beiden Stühle am Tisch.

»Solange Sie mir nicht auch noch ein Glas Wasser anbieten.«

Die Kommissarin musterte sie. Leonora kannte das schon. Im Großen und Ganzen war sie unsichtbar, konnte durch die Welt gehen, als gäbe es sie nicht. Nur manchmal hob sich das auf. Dann war es wie ein Scheinwerfer, der auf sie fiel. Die Leute kamen drauf, dass sie als Putzfrau arbeitete, sie dachten an ihre Omas und Mütter, an ihre eigene Rente, an das Elend des Älterwerdens, und die Augen füllten sich mit Mitleid.

»Sie haben den Toten aufgefunden?«

Leonora sah wieder zum Kühlschrank, zur Spiegelung der Gerichtsmedizinerin, die immer noch neben Dr. Bronstett kniete. Er hatte nicht unbedingt tot ausgesehen, eher so, als bräuchte er einfach eine Minute.

»Ja.«

»Können Sie uns durch die Situation führen?« Der Kommissar klappte einen Notizblock auf.

»Es war eigentlich wie immer.« An der Bushaltestelle aussteigen, die Straße überqueren, in die Allee einbiegen. Dem Nachbarn mit dem Kläffer begegnen, angeschaut, nicht begrüßt werden. Die andere Putzfrau sehen, die zur gleichen Zeit ankommt, im Haus gegenüber. Die Hand heben, ein lautloses Hallo rufen, das Tor aufschließen.

»Dann hab ich bemerkt, dass die Alarmanlage nicht scharf gestellt war. Und dass er die Haustür nicht abgesperrt hat.«

»Das war ungewöhnlich?«

»Dr. Bronstett kündigt eigentlich an, wenn er da ist. Er legt sehr viel Wert drauf, dass man sich auf Situationen einstellen kann. Deshalb bin ich erst mal reingegangen und hab nach ihm gerufen. Mir ist dann aufgefallen, dass ... es ein bisschen dreckig war.«

»Dreckig?«

»Dunkelrote Schuhabdrücke. Schlieren.«

»Wo genau?«

Leonora spürte, wie das Blut in ihre Wangen schoss. »Im Eingangsbereich. In Richtung Wohnzimmer. Ich bin den Spuren gefolgt und hab Dr. Bronstett neben seinem Couchtisch gefunden.«

»Und dann?«

»Ich hab ...« Leonoras Stimme erstarb. Sie räusperte sich.
»Ich hab dann erst mal ein bisschen sauber gemacht.«

Dem jungen Kommissar fiel das Gesicht auseinander. Es dauerte einen Augenblick, bis sich seine schönen Züge wieder gesammelt hatten.

»Wo haben Sie überall sauber gemacht?« Die Kommissarin wirkte unbeeindruckt. Sie musterte sie wieder mit schmalen Augen. Leonora spürte plötzlich das lange Sitzen im Rücken. Vor ein paar Stunden hatte ihr Körper sie verlassen. Leicht wie eine Feder war sie ohne ihn gewesen. Jetzt hatte er sie wieder fest in seinem Griff.

»Vom Eingang aus bis ungefähr ... zu Dr. Bronstett.«

»Und ihn selbst?«

»Nein.« Leonora hob empört die Hände. »Da habe ich nichts gemacht. Ich hab ihm seine Privatsphäre gelassen. Nachdem ich ihn gefunden hab, bin ich zur Kammer neben der Toilette gegangen, wo die Putzutensilien sind, und hab losgelegt.

Erst mal das Gröbste. Dann gesaugt. Dann noch mal feucht nachgewischt. Auch die Türgriffe. Ich war sehr gründlich. Bin dann in den ersten Stock hoch, ins Büro, und wollte weitermachen, aber ...«

»Aber?«

»Das Telefon.« Ein mausgraues Ungetüm mit Wählscheibe, die schon in der 2 hakte. »Als ich das gesehen hab, dachte ich, es wäre vielleicht sinnvoll, jemanden anzurufen.«

»In Ordnung.« Die Kommissarin spähte auf den Notizblock ihres Kollegen. So wie sie sich dabei ein Stück rüberbeugte und ihr die kurzen Haare in die Stirn fielen, kam sie Leonora sehr vertraut vor.

»Wie lange arbeiten Sie denn schon für Dr. Bronstett?«

»Über vierzig Jahre.«

»Da lernt man jemanden gut kennen.«

»Würde ich so nicht sagen.«

Die Kommissarin sah auf. »Nein?«

»Dr. Bronstett ist eigentlich nie da, wenn ich komme.«

»Wie oft kommen Sie?«

»Zweimal die Woche. Viel gibt es nicht zu tun. Das meiste ist Staub.« Unberührte Regale, Fenstersimse, Lichtschalter. Es gab Winkel in diesem Haus, die er mit Sicherheit seit Jahren nicht mehr aufgesucht hatte.

»Irgendetwas Ungewöhnliches, das Ihnen aufgefallen sein könnte? Heute oder in letzter Zeit?«

»Ich glaube nicht.«

Der junge Kommissar wurde plötzlich durchgeschüttelt.

»Alles in Ordnung?«

Er nickte tonlos.

»Mich hat es auch geschüttelt, als ich ihn so gefunden hab.«

Leonora stieß die Luft durch den Mund aus. »Umgeben von dieser Blutlache. Und dann beide Hände weg. Einfach ab.« Aber weder Entsetzen noch Frieden im Gesicht. Nur die gleichen halb geöffneten Augen wie früher, als sie ihn manchmal an der Tür angetroffen hatte und er vor Verlassen des Hauses noch eine Minute stehen geblieben war, so tief in sich gekehrt, als hätte er sich dort verirrt.

Leonora bemerkte das Gewicht des Schlüsselbundes in ihrer Hosentasche. Sie holte ihn raus und schob ihn über den Tisch. »Hier. Die brauch ich ja jetzt nicht mehr.«

Der Kommissar besah sich den Bund, zählte die einzelnen Schlüssel durch. Sein Stirnrunzeln vertiefte sich.

»Da sind auch welche vom alten Haus dran. Hat er abreißen lassen für den Glaskasten.«

»Wann war das?«

»Lang her. Oder auch nicht. Nach der Scheidung jedenfalls. Seine Tochter war noch klein.«

»Hässliche Scheidung?«

Leonora zuckte mit den Schultern. »Dr. Bronstett war eigentlich kein Mensch für das Hässliche.« Sie erinnerte sich an ein Paar zurückgelassene Kinderschuhe. Grüne Sandalen, halb so groß wie seine. Standen im alten Haus neben der Eingangstür, als würde das Kind da weiterhin jeden Morgen reinschlüpfen.

»Gab es Kontakt zur Tochter?«

»Hab sie nie mehr gesehen danach. Geburtstagskarten liegen alle paar Jahre rum.«

»Andere Menschen, denen er nahestand?«

»Es gab Beziehungen nach Frau Bronstett, ja. Die letzte muss ... auch schon Jahre her sein. Manchmal hängt ein frem-

des Parfüm in der Luft. Oder eine zweite Zahnbürste steht im Becher. Aber damit ist es meistens schnell wieder vorbei. Falls es das ist, was Sie meinen.«

»Also nichts dergleichen in den letzten paar Wochen?«

»Nein.« Nur sein eigenes Parfüm, das stärker als sonst im Haus präsent war. Die kühlere Luft, als hätte er die Terrassentür fürs morgendliche Lüften nicht minuten-, sondern stundenlang offen stehen lassen. Leonora kannte diese veränderten Gewohnheiten. Sie hatte schon für andere Männer geputzt, denen im Alter langsam der Geruchssinn abhanden kam. Allen saß dieselbe Angst im Nacken, dass ihr Zuhause, dass sie anfangen könnten wie der eigene Vater zu riechen.

Die Kommissarin faltete die Hände. »Wir werden eine Aussage von Ihnen brauchen. Ein Kollege kann Sie nachhause bringen, wir laden Sie dann vor.«

»Nachhause fahr ich allein.«

»Wie Sie wünschen. Der Kollege wird Sie allerdings ein Stück begleiten, damit Sie nicht von den Schaulustigen behelligt werden.«

Leonora wollte sich vom Stuhl erheben. In Gedanken war sie schon draußen, ließ sich an der Mensentraube vorbeischieben, die mit ihren Hunden und Mobiltelefonen bereitstanden für das große Drama. Als ob sie jemandem von denen aufgefallen wäre.

Sie schaffte es nicht.

»Frau Bloch?« Der Kommissar erhob sich vom Stuhl, bereit, sie aufzufangen. Aber Leonora war nur müde. Sie dachte an den Bus, an die U-Bahn und wurde noch müder.

»Ich fahr mit dem Kollegen«, hörte sie sich sagen, »aber bitte in einem Wagen ohne Duftbaum.«

ZWEI

Leonora wachte von ihrem eigenen Japsen auf. Der dafür verantwortliche Traum rutschte in die Abgründe ihres Unterbewusstseins. Sie legte den Finger an den Schalter ihrer Nachttischlampe, wollte die Realität anknipsen. Etwas in ihr zögerte.

Sie zog die Hand wieder zurück und richtete sich ein Stück auf. Blickte ins Dunkel ihres Zimmers. Ihre Sehkraft war gut, *beneidenswert*, hatte die Hausärztin mit dem Vogelgesicht beim letzten Termin gesagt. Aber es dauerte, bis bei solchen Lichtverhältnissen Konturen sichtbar wurden. Unmöglich auszumachen, wie spät oder früh es war.

Leonora räusperte sich. Ein unangenehmes Gefühl saß ihr im Hals. Das Geräusch setzte etwas auf dem Sessel in Bewegung. Ein Kleiderberg dort, wo normalerweise nur die grüne Wolledecke zum Fernsehschauen lag. Leonora nahm es im Augenwinkel wahr, konnte weder richtig hinsehen noch den Blick abwenden. Die Textilien regten sich in ihre Richtung. Versteinerung breitete sich von ihrem kleinen Zeh her aus.

Jetzt roch sie auch den erhitzten Kunststoff ihres Wasserkochers. Der Geruch hielt sich über gut eine Stunde nach Benutzung. Ihre Schultern wurden hart. Leonora hatte sich nie davor gefürchtet, ihrer Besitztümer beraubt zu werden. Nicht weil sie wenig besaß, das war eine Logik für Menschen wie Dr. Bronstett. Es gab schlicht Beängstigenderes.

Dr. Bronstett. Die Versteinerung erreichte ihre Ohren. Er war tot. Statt auf dem warmen Fußboden lag er jetzt tiefgekühlt in einem Leichenhaus. Sie verspürte das dringende Bedürfnis, ihn dort zuzudecken. Dann fiel ihr ein, dass sie keine Arbeit mehr hatte.

Der Kleiderberg bäumte sich auf. »Leonora?«, fragte er. Eine warme Stimme. Erinnernte sie an – wen denn jetzt noch gleich.

Er erhob sich vom Stuhl. Schritte kamen auf sie zu. Zwei Hände wurden auf ihren Schultern abgelegt und rüttelten.

In den Fernsehkrimis war das nicht ungewöhnlich. Ein Mensch wurde ermordet und dann, in der Mitte der Episode, noch einer. Dafür musste die Folge natürlich mindestens neunzig Minuten dauern. Im besten Falle etwas Britisches. Die enttäuschten eigentlich nie mit dem zweiten Mord.

»Leonora!«

»Friedhelm«, sagte sie matt. Dann erkannte sie ihn auch wirklich. Roch den alten Rauch an seiner Haut, die künstliche Luft des Kaufhauses. Obwohl er seit Jahren auf der Lebensmittelabteilung arbeitete, konnten sich weder Käse noch Fisch oder frisch gebackene Baumkuchen an ihm festsetzen. Vielleicht lag es daran, dass er die meiste Zeit in der Kioskecke verbrachte und Schlagzeilen begutachtete, während Langfinger ungehindert Delikatessen einsteckten. Friedhelm Lösch war ein Kaufhausdetektiv zum Vergessen. Und das seit über einem Vierteljahrhundert.

»Wie spät ist es?«, fragte sie.

Er ließ von ihr ab. »Kannst du dich daran erinnern, was passiert ist?«

Leonora brummte.

»Die haben gesagt, dass du einen gewaltigen Schock hast.«

»Ach was.«

»Du hast dich von einer Streife nach Hause bringen lassen?«

Tatsächlich. Wie beruhigend es gewesen war, dem Funk im Wagen zu lauschen. Sie hatte sich dann gleich vor dem Supermarkt absetzen lassen, um noch ein paar Besorgungen zu machen. Interessanterweise hatten die Menschen dort Obst und Nudeln in ihre Wagen gelegt, waren zur Kasse gegangen und hatten bezahlt, als gäbe es keine Blutlachen, keine Gespenster, keine Leichenhäuser, in denen man erkaltete Zehen mit Namensetiketten versah.

Friedhelms Ankunft in ihrer Wohnung wollte das Gedächtnis nicht hergeben. Ein einsames Bild tauchte auf, auf dem er ihr einen Teller Bratkartoffeln hinstellte. Geduscht hatte sie auch. Bis nur noch kaltes Wasser kam. Und dann war ihr eine Hand aus dem Mund gekrabbelt. Die langen, feinen Finger von Dr. Bronstett hatten sich vom Magen durch die Speiseröhre ihren Weg gebahnt und waren im Hals fast stecken geblieben. Leonora schüttelte sich, versuchte den Traumfetzen auszuhusten, den ihr das Unterbewusstsein dazwischengespuckt hatte.

»Seit wann bist du überhaupt hier?«

»Ich bin dein Notfallkontakt.«

»Hab ich dich angerufen?« Das war schwer vorstellbar. Ihr musste doch klar gewesen sein, dass er sich vor lauter Sorge bei ihr breitmachen würde.

»Du hast ihnen meine Nummer gegeben«, er atmete schwer, »sonst hätten sie dich ins Krankenhaus mitgenommen.«

»Im Krankenhaus stirbt man.« Leonora knipste die Nacht-

tischlampe an. Sie betrachtete Friedhelm im Licht. Er hatte Furchen um die Augen. Seine Haare wellten sich unter der Pomade. Der schmale, von Falten gerahmte Mund wollte ihr etwas entgegenen, schwieg aber.

Er wandte sich ab und ging aus dem Zimmer. Sie hörte ihn in der Küche hantieren. Er gab löslichen Kaffee in zwei Tassen. Der Wasserkocher dröhnte. Sie kannten ihre jeweiligen nächtlichen Routinen. Hatten schon um drei Uhr in der Früh telefoniert, wahrscheinlich beide den Kaffee des anderen gerochen. Er kam zurück, stellte ihr die Tasse auf den Nachttisch und verschwand wieder im Halbdunkel des Sessels. Mit den Fingern friemelte er an seiner Hemdtasche.

»Kannst ruhig hier rauchen.«

»Bist du wahnsinnig.«

»Nein, wirklich. Tu mir den Gefallen. Bleib hier.«

Friedhelm zögerte kurz, dann steckte er sich eine Zigarette in den Mund. Als das Feuerzeug sein Gesicht kurz erhellte, stach es Leonora in der Magengegend. Alle Friedhelms, die er in den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Lebens gewesen war, konnte sie darin erkennen.

»Gibst du mir auch eine, bitte.«

Friedhelm stand auf, reichte ihr eine Zigarette und Feuer. Er stellte ihre Kaffeetasse neben den Untersetzer, damit sie drauf aschen konnte.

»Dr. Bronstett ist tot«, sagte sie. Der Rauch zog ihr von der Lunge bis in die Fingerspitzen und löste einen tröstenden Schwindel aus.

»Ja.«

»Du hast ihn nie gemocht.«

»Du doch auch nicht.«

Sie konnte das Blut noch riechen. Die riesige Lache auf dem Parkettboden. Die Armstümpfe, die darin lagen. Und trotzdem war sie sich für eine gute Minute sicher gewesen, Dr. Bronstett würde gleich die Augen aufschlagen und sie bitten, die Unordnung zu beseitigen.

Leonora griff nach der Tasse und nahm einen Schluck. Sie legte sich die freie Hand auf den Magen.

»Ich glaube, ich fühle nichts.«

»Das ist der Schock. Räumt alles leer.« Friedhelm blies den Rauch seiner Zigarette zu den Nasenlöchern raus. Leonora sah den Schwaden dabei zu, wie sie sich zu einem trägen Nebel vermengten. Sie musste an die Sorgfalt denken, mit der ihr Körper Türklinken geputzt hatte. Wie er auf alle viere gegangen war, um die Blutschlieren im Eingangsbereich restlos zu beseitigen.

»Hat es im Kaufhaus schon die Runde gemacht?«, fragte sie. Friedhelm nickte.

»Und?«

Er zuckte mit den Schultern. »Betrieb wie gehabt. Mit einer Note kompletter Verstörung.«

»Er hatte keine Hände mehr.«

»Was? Wer?«

»Dr. Bronstett. Es waren nur noch seine Handgelenke da.«

Friedhelm verlor alle Körperspannung. »Großer Gott«, murmelte er in seinen Kaffee hinein.

Leonora zog an der Zigarette, aber statt des tröstenden Schwindels schien es ihr auf einmal die Luft aus der Lunge zu saugen. Sie hustete. Sie wollte nicht mehr an Handgelenke denken, an verletzliche Körper, die man wie ein Brot in Stücke schneiden konnte.

»Morgen ist dein Geburtstag.« Friedhelm war auf seinem Sessel wieder zu einem Kleiderberg geworden.

»Weiß ich.« Leonora fuhr sich mit der Hand übers Gesicht.
»Was soll ich denn jetzt machen.«

»Erst mal den Schock verarbeiten.«

»Dafür gibt es keine fünfzehn Euro die Stunde.«

»Dann kannst du in Ruhe weiterschauen. So, wie du es immer gemacht hast.«

»Diese unnötigen Geburtstage.« Sie schüttelte den Kopf.

Friedhelm schnaubte. Er hatte oft Pläne mit ihr gehabt. Anfangs, als er noch jünger gewesen war. Pläne für Bootsfahrten, Kaffee und Kuchen, einen Besuch im Theater oder im Aquarium. Als er noch geglaubt hatte, sie irgendwie vor dem Elend retten zu müssen, ihren Geburtstag allein zu verbringen. Erst mit der Zeit hatte er es begriffen. Sich auf ein abendliches Telefonat beschränkt. Ihr die Geschenke, die er nie lassen konnte, egal wie alt er selbst wurde, bei einer anderen Gelegenheit unterjubelt.

»Wir könnten doch auf den Friedhof gehen«, sagte er, »ich muss am Morgen arbeiten. Kannst dir vorstellen, was da an Presse und Neugierigen sein wird. Aber um zwölf hab ich ein paar freie Stunden ausgehandelt, für den Fall, dass ... du vielleicht etwas unternehmen magst.«

Sie drückte ihre Zigarette aus. Sah zu ihm, der erwartungslos in seinen Kaffee starrte, als hätte er gar keinen Vorschlag gemacht.

»Na gut.«

DREI

Am Morgen ihres dreiundsiebzigsten Geburtstags wurde Leonora von einer unbekannten Nummer angerufen. »Bloch«, meldete sie sich. Am anderen Ende der Leitung nuschelte jemand einen Namen. Verständlich war nur die angehängte Berufsbezeichnung: Notarin. Leonora drehte den Wecker zu sich. Halb neun sagte das Zifferblatt. Im Auftrag von Herrn Dr. Joachim Bronstett, sagte die Stimme am Apparat.

»Ah«, sagte Leonora.

Die Notarin erklärte, dass ein Schreiben des Verstorbenen vorliege, in dem er Frau Leonora Bloch darum bitte, im Falle seines Todes die Beerdigung zu organisieren. Das sei ja sie, richtig?

»Richtig.«

Er habe auch einen Lohn dafür veranschlagt, der betrage vierhundert Euro. Ob brutto oder netto, könne zu diesem Zeitpunkt noch nicht gesagt werden, da es sich streng genommen um kein Arbeitsverhältnis mehr handle, wenn der Arbeitgeber verstorben sei. Das müsse das Finanzamt entscheiden.

Leonora nahm den Hörer vom Ohr und starrte ihn an. Sind Sie noch da, fragte die Stimme.

»Mhm.«

Die Notarin wies darauf hin, dass der Wunsch von der Bestattungspflichtigen, in diesem Falle der Tochter, Frau Amanda Bronstett, angefochten werden könne, weshalb es von Vor-

teil sei, eine Vollmacht einzuholen. Amande Bronstett habe ihren Vater allerdings seit über zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, es bestehe also kein Anlass zur Sorge. Man werde sich um Klärung bemühen und so schnell wie möglich wieder melden. Dann noch einen schönen Tag und das Klicken in der Leitung.

Wie schnell, ging es Leonora bei der Morgentoilette durch den Kopf. Die alte Frau im Badezimmerspiegel runzelte die Stirn. Vielleicht würde sie sich heute noch an die Arbeit machen können. Zu einem Beerdigungsinstitut fahren, teure Särge anschauen, Blumen und passende Musik aussuchen. Dr. Bronstett gehörte sicher nicht zu den Menschen, die ihre eigene Trauerfeier bis ins Detail geplant hatten. Ein paar Eckpunkte mussten irgendwo festgehalten worden sein. Der Rest war Arbeit, die andere erledigen konnten.

Leonora machte Kaffee und setzte sich mit der dampfenden Tasse ans Fenster. Die Wolkendecke draußen hing träge über der Stadt. Das Schreiben musste in der Zeit entstanden sein, als er sich um die Beerdigung seines Vaters gekümmert hatte. Ein Ärger, den er sich selbst zu ersparen versuchte, indem er ihn seiner Tochter ersparte. Im Grunde hatte er sich bestimmt für unsterblich gehalten. Wie es ihm wohl gegangen war, in dem Moment, als ihm sein Irrtum bewusst wurde.

In Gedanken versunken streckte Leonora die Hand nach den Halterungen aus, die von der Decke des Waggons baumelten. Ihre Finger streiften sie nur, als die Bahn sich mit einem Ruck in Bewegung setzte.

Es warf sie auf eine der leeren Bänke. Ihr gegenüber saß ein junger Mann, aus seinen Kopfhörern schepperte Musik. Er

trug eine dieser aufgeplusterten Jacken, sah aus wie ein Bonbon. Leonora betrachtete die nackten Hände, die aus den Ärmeln lugten, bleiche Tierchen mit abgenagten Fingernägeln. Sie trommelten auf den Hosenbeinen.

Das Bild der Blutlache kam wieder hoch. Sie versuchte an etwas anderes zu denken. Es gab doch auch schöne Dinge in Dr. Bronstetts Haus; seine verchromte Stehlampe, seine Seidenkrawatten, sein Plattenspieler mit den weißen Handschuhen daneben. Leonora hatte sie über vierzig Jahre lang übergestreift, die vergessene Platte aus dem Spieler gehoben und in die leere Hülle daneben gleiten lassen. Als sie sich noch häufiger begegneten, an der Tür ein paar Worte miteinander wechselten, hatte sie vom einen aufs andere schließen können; von seiner Stimme, seiner Art zu grüßen auf die Musik, die er am Vorabend gehört haben musste. Sie hatte das nie jemandem erzählt. Das war eine dieser Fähigkeiten, für die man nur bemitleidet wurde.

Sie spürte den Sitz unter ihrem Hintern. War zurück im Waggon. An der Eisenacher Straße wurde ein Schienenersatzverkehr angesagt, sie folgte der Beschilderung, sah den Pulk der Wartenden an der Haltestelle, entschied sich für den Fußweg.

Es fühlte sich an wie ein Sonntagsgeburtstag. Die hatte sie immer gefürchtet, und sie waren verlässlich schlimmer geworden mit den Jahrzehnten. Kaum jemand wollte geputzt haben zuhause, nicht einmal Dr. Bronstett, für den Sonntage mehr ein Ärgernis darstellten als irgendetwas anderes. Auch das Kaufhaus, in dem sie früher noch gearbeitet hatte, war weggefallen, wegen der Lohnzuschläge. Geburtstage also, an denen einem nichts anderes übrigblieb, als spazieren zu gehen,

Friedhelms Anrufe abzuwimmeln und in Gedanken von der eigenen Mutter heimgesucht zu werden.

Je länger sie tot war, desto häufiger verspürte Leonora das Bedürfnis, mit ihr zu sprechen. Zu Lebzeiten hatte sie Monate, Jahre ohne ein Telefonat auskommen können. Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, Fotos aufzuhängen, Zeugnisse des Umstands, dass sie einem anderen Menschen entstammte. Jetzt hätte sie die Mutter schon gern manchmal gefragt, wie das für sie so war – älter werden, kleiner werden und das halbe Leben lang Dreck weggemacht zu haben.

Wobei. So alt war sie nicht geworden. So alt wie Leonora war niemand aus der Familie geworden.

Sie zog ihren Schal ein Stück über die Nase. Vermummte kamen ihr entgegen, in Schwarz, Schwarzgrau, Blaubraunschwarz. Ein einsamer Fahrradfahrer trat gegen den Wind an. Nicht einmal die Stadt selbst sah an dieser Ecke aus, als wäre sie gern hier. Viel lieber hätte sie ihre Gehsteige, Gebäude, ihre Straßenlampen und Bushaltstellen eingepackt, um über die Bahngleise an einen netteren Ort abzuhausen.

»Bringt nichts«, brummte Leonora. Nur einmal war sie in ihrem Leben zum Geburtstag verreist. Sie hatte immer geglaubt, anderswo könne ein Winter unmöglich so traurig sein wie hier. Aber er reiste allen hinterher, die schon zu lange in dieser Stadt lebten. Sie hatte auf einer Piazza gesessen, ein Glas Wein in der Hand. Sie erinnerte sich an die langen Schatten der Menschen und Gebäude, das Grün des Öls auf den Tischen, ein Meer so blau, dass sie dafür keine Worte fand. In ihr war es tiefster Winter geblieben.

Sie ging um die kleine Menschentraube herum, die sich vor dem Friedhof versammelt hatte, eine Trauergemeinde, wie sie

in ein paar Tagen auch für Dr. Bronstett zusammenkommen würde. Händeschütteln, Beileidsbekundungen, Warten auf ein Zeichen. Schwierig, sich vorzustellen, mit wie vielen Trauergästen bei ihm zu rechnen sein würde. Alles war möglich, von der Hundertschaft bis zum kleinsten Kreis, und Leonora selbst dabei ein Fragezeichen. Ihre Arbeit für ihn war mit Unsichtbarkeit verbunden gewesen, mit dem Beseitigen von Dingen. Wahrscheinlich würde sie ein Stück abseits stehen können, wie die Affären in den Filmen, die unehelichen Kinder.

Sie ging am Café mit der unfreundlichen Bedienung und der Kapelle vorbei, zur Grabreihe, wo sie Friedhelm vermutete. Er kam immer vor ihr, brachte seinen anderen verstorbenen Freunden Blumen, tauschte abgebrannte Kerzen aus.

Leonora blickte sich um. Sie schob den Ärmel ihres Mantels hoch und sah auf die Uhr.

Vielleicht war es ganz einfach. Jedes Mal, bevor sie bei Dr. Bronstett mit dem Putzen begann, öffnete sie den Klippverschluss der Uhr, ließ sie vom Handgelenk gleiten und legte sie ab. Hunderte, Tausende Male musste sie das schon gemacht haben, ihr Körper verrichtete die Bewegung so selbstverständlich wie einen Schritt. Nur dieses eine Mal war es ihr nicht gelungen. Sie hatte auf dem Weg zur Arbeit ihre alte Freundin Gisela auf der Straße vorbeigehen sehen, und als sie danach bei Dr. Bronstett ankam, fiel ihr plötzlich ein, dass es nicht sein konnte, Gisela war ja tot. Sie hatte die Uhr in dem Moment nicht vom Handgelenk bekommen, geflucht, ihre schwitzigen Finger, der eiserne Verschluss, nichts zu machen.

Vielleicht also ein gewöhnlicher Einbruch, dachte sie jetzt, als sie den Ärmel ihrer Jacke wieder über die Uhr zog. Ein Dr. Bronstett, der in seiner Todesangst den Verschluss am

Handgelenk nicht öffnen konnte, ein nervöser Dieb, der zum Mörder wurde, genauso scheiterte, zur Axt griff, die ganze Hand mitsamt Uhr einsteckte.

Leonora merkte, dass sie eine Besucherin anstarrte, und wandte den Blick ab. Es ergab keinen Sinn. Beide Hände fehlten. An jeder eine Uhr zu tragen wäre selbst für seinen getakelten Lebensstil etwas viel gewesen.

Sie ging weiter. Sebastians Grab befand sich näher bei der S-Bahn, die alle paar Minuten vorbeirauschte. Hier gab es keine Blumen abzulegen. Sebastian hatte Schnittblumen nie gemocht, nie verschenkt, er hatte Vorträge darüber halten können, wie Pflanzen miteinander kommunizierten; wer sie auch nur in Töpfe steckte, steckte sie eigentlich ins Gefängnis. Hier wuchs Eingepflanztes, Laub deckte die Erde zu, das Grab sah aus, als sei es völlig vernachlässigt.

»Junge«, sagte Leonora.

Oft schwieg sie bei ihren Besuchen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er nach all den Jahren ernsthaft noch Interesse für die Welt der Lebenden aufbrachte. Es lag so lange zurück, sein Atmen, Sorgen, seine Neugier und Unruhe. Die Art und Weise, wie er die Arme verschränkte, wenn er etwas erzählte, als würde er es doch nicht ganz hergeben wollen. Ein Mann Anfang zwanzig, der bei seinen Besuchen Streichhölzer aus der Tasche zog, obwohl er nicht rauchte, und damit seiner Mutter Feuer gab. Der häufiger auf dem Friedhof war als sie, zu Beerdigungen von Männern in seinem Alter. Nie war er davon ausgegangen, dass die Dinge immer nur die anderen betrafen.

Sie bückte sich, zog ein leeres Kaugummipapier aus dem Laub und steckte es in die Manteltasche. Letztens hatte ihr die Änderungsschneiderin erzählt, dass sie nach dem Ableben ne-

ben der verstorbenen Tochter beerdigt werden würde. Alles sei schon arrangiert. Leonora war empört gewesen. Da versuchte man das halbe Leben, sein eigener Mensch zu werden – und dann gab es in der ewigen Ruhe wieder kein Entrinnen vor der Mutter? Das würde sie ihrem Sohn nicht antun.

Sie murmelte etwas von Dr. Bronstett, von Putzmittel, von der verschlimmbesserten Rezeptur ihres löslichen Kaffees, den sie seit sechzig Jahren trank, und ihrem Telefonat mit dem Kundenservice. Man hatte bedauert, die neue Rezeptur würde bleiben, aber man könne einen kleinen Restposten schicken.

Leonora verstummte wieder. Ihr war kalt. Sie schob die Hände in die Mantelärmel und zog die Bündchen ihres Kaschmirpullovers weiter runter. Sebastian hatte ihn ihr vor fast dreißig Jahren geschenkt, ein Kaschmirpullover aus dem dritten Stock des Kaufhauses, und sie trug ihn seither, er hatte mittlerweile gestopfte Löcher, Aufnäher an den Ellenbogen. Was nicht benutzt wurde, lebte nicht, war nur ein totes Ding, egal wie schön.

Leonora geriet plötzlich ins Taumeln, spürte sich zur Seite kippen. Im letzten Moment fand sie das Gleichgewicht wieder. Sie musste ein Stück eingeknickt sein, die Erde doch nicht so vereist wie sonst um diese Jahreszeit.

Sie drehte sich um, sah in Richtung des Friedhofseingangs. Die Uhr an ihrem Handgelenk begann die Minuten von Friedhelms Verspätung zu einer halben Stunde aufzufüllen. Ärger stieg in ihr auf. Da stand sie, allein, wie sie es sich für ihren Geburtstag gewünscht hatte, und statt Ruhe bescherte ihr das nun Sorge.

»Mach's gut, Junge. Bis bald.« Sie kehrte um, ließ den Blick dabei über die Mauer gleiten, die Steine, Gräber, den Boden,

auf dass irgendwo Friedhelms auberginenfarbene Winterjacke auftauchte, seine graue Schiebermütze mit den herunterklappbaren Ohrschützern.

Nichts. Leonora ging die Straße runter. Sie dachte an Kuchen und eine heiße Dusche. Der Anrufbeantworter würde ihr alles erzählen. Friedhelm bei der Arbeit aufgehalten, Friedhelm erkrankt, Friedhelm mit einem bedeutenden Kunstpreis ausgezeichnet und daraufhin selbst vom Schock getroffen. Bei der nächsten Gelegenheit würde er dann versuchen, ihr ein Mobiltelefon aufzuzwingen, damit sie genauso von der Gegenwart verfolgt werden konnte wie alle anderen Menschen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite fuhr der Schienenersatzverkehr ein. Leonora spürte ihr Herz stolpern. Gestern Morgen hatte sich eine Klappe zum Abgrund aufgetan, und bislang konnte nicht davon ausgegangen werden, dass sich diese Klappe wieder geschlossen hatte. Alles war möglich. Auf dem Anrufbeantworter vielleicht lediglich die Stimme der Kommissarin, Friedhelms Verbleib ein Rätsel, Katastrophen, die sich unaufhaltsam in ihrem Rücken auftürmten.

Sie sprang auf die Straße. Hob die Hand, um dem Busfahrer zu signalisieren, dass sie mitfahren wollte. In dieser Stadt machte man sich einen Spaß daraus, den Winkenden die Türen zuzuschlagen und ihnen nur noch Abgase ins Gesicht zu blasen. Die alte Frau konnte man aber nicht einfach auf der Straße zurücklassen. Sie würde überfahren werden, den Verkehr zum Erliegen bringen.

Leonora verlangsamte ihre Schritte. Blind tastete sie nach dem Kleingeld in ihrer Manteltasche. Sie würde wieder anfangen müssen zu zählen, dachte sie. Münzen, Fahrten, verbliebene Tage des Monats, Kuchenstücke. Irgendwo zuhause

lag noch das alte Büchlein mit der Spalte für die Pfennig-Beträge, in das sie alle Ausgaben eintragen konnte. Sie hatte es damals nicht weggeworfen, sie war sich sicher gewesen, es eines Tages wieder brauchen zu können.